

Kent Haruf  
Kostbare Tage

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von  
pocio und Roberto de Hollanda

Diogenes

Titel der 2013 bei Knopf Doubleday  
Publishing Group, New York,  
erschienenen Originalausgabe: ›Benediction‹  
Copyright © 2013 Kent Haruf  
Covermotiv: Gemälde von Carolee Clark, ›Extreme Green‹  
Copyright © Carolee Clark

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2020  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
120/20/44/1  
ISBN 978 3 257 07125 2

*Für Cathy*



Als die Ergebnisse aus dem Labor kamen, führte die Krankenschwester sie beide ins Untersuchungszimmer. Der Arzt, der eintrat, sah sie nur an und bat sie, Platz zu nehmen. An seinem Gesichtsausdruck war abzulesen, wie die Dinge standen.

Na los, sagte Dad Lewis, raus mit der Sprache.

Leider habe ich keine allzu guten Nachrichten für Sie, sagte der Arzt.

Als sie zurück zum Parkplatz gingen, war es später Nachmittag.

Fahr du, sagte Dad, ich will nicht.

Geht es dir so schlecht, Liebling?

Nicht schlechter als vorhin. Ich möchte nur die Aussicht genießen. Hierher werd ich wohl nicht mehr kommen.

Es macht mir nichts aus, zu fahren, sagte sie. Und wir können herkommen, wann immer du willst.

Sie ließen Denver hinter sich, dann die Berge, fuhren zurück auf die Hochebene: Salbeisträucher, Palmlilien, Moskito- und Büffelgras auf den Weiden, Weizen und Mais auf den bestellten Feldern. Von beiden Seiten des Highways gingen unter dem klaren blauen Himmel Landstraßen ab, alle gerade wie Zeilen in einem Buch, mit nur wenigen vereinzelt Kleinstädten auf dem flachen offenen Land.

Als sie nach Hause kamen, ging die Sonne gerade unter, und die Luft kühlte allmählich ab. Sie parkte den Wagen auf der Schotterstraße vor dem Haus am westlichen Stadtrand von Holt, und Dad stieg aus und blickte sich eine Weile um. Das alte weiße Haus war 1904 erbaut worden und das erste in der Straße gewesen, die damals noch gar keine richtige Straße war und auch 1948, als er es kaufte und Mary heiratete, erst drei oder vier Häuser zählte. Da war er zweiundzwanzig und arbeitete in der Eisenwarenhandlung in der Main Street. Als sich der alte, fast gelähmte Besitzer entschloss, zu seiner Tochter zu ziehen, und Dad anbot, das Geschäft zu übernehmen, war der in der Stadt schon bekannt. Auch die Leute von der Bank kannten ihn und gewährten ihm ohne weitere Nachfragen einen Kredit. So war er in den Besitz der Eisenwarenhandlung gelangt.

Das zweistöckige Haus hatte ein rotes Schindeldach, war mit Holz verkleidet und umgeben von einem altmodischen schwarzen Schmiedeeisenzaun, dessen Tor mit Speerspitzen und Schnörkeln verziert war. Dahinter gab es noch eine alte rote Scheune, eine von hohem Unkraut überwucherte Koppel und jenseits davon nur offenes Land.

Er ging ins Haus, zog sich im Schlafzimmer im Erdgeschoss eine alte Hose und einen Pullover an und setzte sich dann auf einen Gartenstuhl auf der vorderen Veranda.

Sie kam zu ihm. Möchtest du jetzt zu Abend essen? Ich könnte dir ein Sandwich machen.

Nein. Ich möchte nichts. Aber vielleicht könntest du mir ein Bier bringen.

Du willst nichts essen?

Iss du ohne mich.

Möchtest du ein Glas?

Nein.

Sie ging hinein und kehrte mit der eiskalten Flasche zurück.

Danke, sagte er.

Sie ging wieder hinein. Er trank aus der Flasche, saß da und schaute auf die Straße, ruhig und verlassen an diesem Sommerabend. Auf das gelbe Haus ihrer Nachbarin Berta May und die anderen Häuser dahinter bis hin zum Highway, auf das leere Grundstück direkt gegenüber und die Eisenbahngleise drei Blocks entfernt in die andere Richtung. Dieser ganze Teil der Stadt zwischen seinem Grundstück und den Gleisen war immer noch unbebaut. In den Bäumen vor dem Haus raschelten die Blätter leise im Wind.

Sie brachte ein Tablett mit Crackern, Käse, einem geviertelten Apfel und einem Glas Eistee. Magst du etwas davon? Sie hielt ihm das Tablett hin. Er nahm ein Stück Apfel, und sie setzte sich auf den Stuhl neben ihn.

Tja, das war's dann, sagte er. So sieht es jetzt also aus, oder?

Vielleicht irrt er sich. Manchmal irren sie sich auch, sagte sie. So sicher ist das alles nicht.

Ich will so nicht denken. Sie haben recht, ich spüre es. Viel Zeit bleibt mir nicht mehr.

Ach, das will ich nicht glauben.

Ja. Aber ich bin mir trotzdem ziemlich sicher, dass es so kommen wird.

Ich möchte nicht, dass du schon gehst, sagte sie, streckte die Hand aus und griff nach seiner. Das will ich nicht. Sie hatte Tränen in den Augen. Ich bin noch nicht so weit.

Ich weiß ... Wir sollten Lorraine lieber bald Bescheid sagen, sagte er.

Ich rufe sie an.

Sag ihr, sie braucht nicht sofort zu kommen. Lass ihr ein bisschen Zeit.

Er betrachtete die Bierflasche, hielt sie sich vor die Augen und nahm einen kleinen Schluck.

Vielleicht sollte ich mir besseres Bier genehmigen, bevor es zu Ende geht. Ein Typ, mit dem ich mich neulich mal unterhalten habe, sagte was von belgischem Bier. Vielleicht probier ich das mal. Falls ich hier so was kriegen könnte.

Er saß auf der Veranda, trank und hielt die Hand seiner Frau. Er würde also sterben. Das war es, was sie gesagt hatten. Noch ehe der Sommer vorbei war, wäre er tot. Anfang September würde man draußen auf dem Friedhof, drei Meilen östlich von der Stadt, Erde über ihn schütten, auf das, was von ihm übrig war. Man würde seinen Namen auf einen Grabstein meißeln, und dann wäre es so, als hätte es ihn nie gegeben.

Um neun Uhr morgens saß er im Wohnzimmer in seinem Sessel neben dem Fenster und blickte hinaus zu dem dunklen Schatten unter dem Baum im Garten und dem schmiedeeisernen Zaun hinter dem Baum. Er war schon fertig mit seinem Frühstück. Er hatte keinen Hunger gehabt, aber trotzdem etwas gegessen, und jetzt sagte er sich, dass er nichts mehr essen würde, was er nicht wollte, und dass er den Zaun in diesem Leben nicht mehr streichen würde, und dann kam Mary herein.

Sie hatte eine Gießkanne in der Hand. Nachdem sie das Frühstücksgeschirr gespült, abgetrocknet und wieder in den Schrank gestellt hatte, war sie in den hinteren Teil des Gartens gegangen, um den Rasensprenger anzustellen, und jetzt wollte sie im Wohnzimmer die Pflanzen gießen. Es war ein klarer heißer Tag. Nicht eine einzige Wolke am Himmel. Doch als sie den Raum durchquerte, brach sie plötzlich auf dem Boden zusammen wie ein loser Haufen Wäsche. Dabei ließ sie die Gießkanne los. Das Wasser spritzte auf die Rosentapete, und auf der Wand bildete sich ein Fleck, der immer größer wurde.

Liebling, sagte Dad. Ist alles in Ordnung? Was ist los mit dir?

Sie rührte sich nicht. Antwortete nicht.

Mary, verdammt noch mal. Was hast du denn?

Er stand auf und beugte sich über sie. Ihre Augen waren geschlossen, das Gesicht verschwitzt und rot. Aber sie atmete.

Mary. Liebling.

Er kniete sich neben sie und legte ihr die Hand auf die Stirn. Sie fühlte sich heiß an. Er zog sie an sich und schob einen Arm unter sie, um sie aufzusetzen und ans Sofa zu lehnen. Kannst du mich hören? Ich muss jemanden anrufen. Ich bin gleich wieder da. Sie regte sich nicht. Ist es okay, wenn ich dich kurz allein lasse? Ich bin sofort wieder da. Er rannte in die Küche und wählte den Notruf des Krankenhauses. Dann kehrte er zurück, kniete sich erneut hin, hielt sie in den Armen und sprach leise auf sie ein. Er küsste sie auf die Wange, strich ihr über das feuchte weiße Haar, streichelte ihren Arm und wartete. Kurz darauf hörte er draußen die Sirene, und dann verstummte sie, Menschen kamen über die Vorderveranda zur Haustür und klopfen.

Kommen Sie rein, rief Dad. Allmächtiger! Was klopfen Sie? Kommen Sie rein.

Sie betraten das Haus, zwei Männer in weißen Hemden und schwarzen Hosen. Sie warfen einen Blick auf Dad und seine Frau auf dem Boden, knieten sich daneben und untersuchten sie. Was ist passiert?

Sie ist ohnmächtig geworden. Sie ist durchs Zimmer gegangen, und auf einmal fiel sie einfach hin.

Der Jüngere stand auf, ging zum Krankenwagen und kam mit einer Tragbahre zurück.

Könnten Sie bitte zur Seite rücken?

Was soll das?, sagte Dad. Was meinen Sie?

Sie müssen etwas zur Seite rücken, Sir, damit wir uns um sie kümmern können. Und Sie selbst, alles in Ordnung? Sie sehen nicht besonders gut aus.

Doch, doch, mir geht es gut. Tun Sie, was Sie tun müssen, und beeilen Sie sich.

Sie hoben die weißhaarige alte Frau auf die fahrbare Trage und zogen die Gurte über Rumpf und Beinen fest. Dad stand auf und beobachtete sie. Dann berührte er sie sanft mit der Hand.

Passen Sie bloß auf, dass ihr nichts zustößt.

Ja, Sir, wir tun unser Bestes.

Das meine ich nicht. Ihr Bestes könnte nicht gut genug sein. Das ist meine Frau. Sie bedeutet mir alles auf der Welt.

Ich verstehe. Aber ...

Nein. Keine Widerrede. Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Machen Sie schon. Dann beugte er sich zu ihr hinab, strich ihr über die Wange und küsste sie.

Die beiden Männer rollten sie auf der Bahre zum Krankenwagen. Einen Augenblick später hörte er, wie die Sirene vor dem Haus aufheulte und dann, als sie auf der Straße davonfuhren, leiser wurde.

**F**ast drei Tage lang blieb sie im Holt County Memorial Hospital am südlichen Ende der Main Street. Die Ärzte fanden nichts Schlimmes, nur, dass sie alt war, zu viel gearbeitet und sich verausgabt hatte, weil sie sich ganz allein um ihren Ehemann kümmerte.

Am Abend dieses ersten Tages, als es dämmerte, fühlte sie sich schon ein bisschen besser. Doch im Krankenhaus meinte man, sie bräuchte Bettruhe. Haben Sie denn niemanden, der zu Ihnen kommen könnte, um Ihnen zu helfen?, erkundigte sich die Krankenschwester.

Ich weiß nicht, sagte sie. Vielleicht. Aber ich mache mir Sorgen um meinen Mann. Er ist ganz allein.

Ihr Mann hat gesagt, er käme gut zurecht.

Wem hat er das gesagt?

Den Sanitätern. Sie haben ihn gefragt, und anscheinend hat er ihnen erklärt, es gehe ihm gut.

Nun, das stimmt aber nicht. Er würde niemandem sagen, wie es ihm wirklich geht, erst recht keinen Fremden.

Sie meinten, sie hätten den Eindruck, dass mit ihm nicht gut Kirschen essen ist.

Nein, das stimmt nicht. Er hat nur seine eigenen Ansichten über alles. Er meint es nicht böse. Aber es geht ihm gar nicht gut. So ganz allein in dem Haus ohne mich.

Haben Sie denn keine Nachbarn oder sonst jemanden?

Vielleicht. Sie sah sich im Raum um. Könnten Sie mir mal das Telefon von da drüben reichen?

Wollen Sie einen Nachbarn anrufen? Es ist ein bisschen spät, Mrs. Lewis.

Ich möchte mit Dad sprechen. Mit meinem Mann.

Aber Sie sollten jetzt mit niemandem mehr telefonieren. Sie dürfen sich nicht aufregen.

Würden Sie es mir bitte bringen, sagte sie. Ich möchte einen privaten Anruf machen.

Die Krankenschwester sah sie an, dann brachte sie das Telefon, stellte es auf den Nachttisch und verließ das Zimmer. Es dauerte lange, bis er abnahm.

Ja, Dad Lewis am Apparat. Seine Stimme klang rau und alt.

Wie geht es dir, Liebling?

Bist du es?

Ja, ich bin's. Ich wollte wissen, wie es dir geht.

Du solltest längst schlafen. Ich dachte, du würdest dich ausruhen.

Ich will nur wissen, wie es dir geht.

Haben sie dir gesagt, dass ich heute Morgen und dann noch mal nachmittags angerufen habe?

Nein. Davon hat mir keiner was gesagt.

Tja. Jedenfalls hab ich angerufen.

Was haben sie dir über mich gesagt?, fragte sie.

Sie sagten, du brauchst Ruhe. Du müsstest dich schonen und wieder zu Kräften kommen.

Ich bin völlig erledigt, Liebling, sagte sie. Als ich hierher kam und aufwachte, war ich schweißgebadet.

Das warst du schon, als sie dich abholten. Kannst du dich nicht erinnern?

Nein.

Aber du wirst dich wieder erholen, oder was meinen sie? Dass ich nur gerade keine Kraft habe. Das ist alles.

Draußen auf dem Gang unterhielten sich Leute, und die Schwester war zurückgekommen, um nach ihr zu sehen.

Sie sagt, ich muss jetzt auflegen. Hast du was zu Abend gegessen, Liebling?

Ja. Hab ich.

Was denn?

Ich habe mir eine Suppe warm gemacht. Aber du musst auf dich aufpassen, sagte Dad. Versprichst du mir das?

Gute Nacht, Liebling.

Sie schliefen nach wie vor im selben Bett, seit der ersten Nacht vor so langer Zeit, in ihrem weichen alten Ehebett im Erdgeschoss, obwohl er jetzt krank war, sterbenskrank, und sich nachts unruhig hin und her wälzte. Sie bestand darauf, bei ihm zu sein, in seiner Nähe, etwas anderes kam für sie nicht in Frage. Jetzt war die Nacht ungewohnt und einsam, und er fühlte sich verlassen ohne sie. Gegen drei Uhr wachte er auf und ging ins Badezimmer, dann kehrte er ins Bett zurück, lag lange wach und dachte nach, bis das Zimmer allmählich grau wurde und er die Messinggriffe der Schubladen an der Kommode und den Spiegel an der Schranktür ausmachen konnte.

Am Vormittag kam die alte Nachbarin vorbei, klopfte an die Tür und öffnete sie ein wenig, ohne abzuwarten, ob jemand kam. Hallo? Dad, bist du zu Hause?

Wer ist denn da?

Berta May von nebenan.

Ach so. Alles klar.

Darf ich reinkommen?

Ja, komm nur.

Sie hatte ein Mädchen bei sich; beide blieben im Wohnzimmer stehen und betrachteten ihn. Er trug eine Jogginghose und ein altes Flanellhemd.

Mary hat mich angerufen, sagte Berta May. Sie hat gesagt, du bist ganz allein zu Hause.

Tja, keine Ahnung, warum sie dich deswegen anruft.

Sie macht sich Sorgen um dich.

Kann schon sein, aber mir geht's gut.

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.

Dad musterte erst sie und dann das Mädchen. Willst du dich nicht setzen? Ich werde nicht aufstehen.

Nein. Ich wollte nur nachsehen, ob ich irgendwie helfen kann. Ob du was brauchst.

Ich brauche nichts.

Bist du sicher?

Ich komme zurecht. Wen hast du denn da mitgebracht?, fragte er.

Das ist Alice, meine Enkelin. Hast du sie noch nicht kennengelernt?

Ich sehe sie manchmal draußen im Garten, auf der anderen Seite des Zauns.

Sie wohnt jetzt bei mir. Sag guten Tag zu Dad Lewis, Schätzchen.

Das Mädchen war acht Jahre alt, ein dünnes braunhaariges Ding in Jeans-Shorts und weißem T-Shirt.

Hallo, sagte sie.

Hallo, wie geht's?, antwortete Dad.

Du hast doch sicher nichts dagegen, wenn ich in der Küche nach dem Rechten sehe, oder?, meinte Berta May.

Da ist alles okay. Nur nicht aufgeräumt.

Ich seh mal kurz nach. Damit verließ sie das Zimmer. Das Mädchen blieb, sah sich um und betrachtete dann Dad Lewis in seinem Sessel.

Warum heißen Sie so?

Wie denn?

Dad.

Weil ich eine Tochter habe, wie du. Als sie zur Welt kam, haben die Leute angefangen, mich so zu nennen. Das ist lange her.

Ich habe keinen Dad. Ich weiß nicht mal, wo er ist. Ich kenne ihn nicht.

Das tut mir leid.

Sind Sie krank oder so was?, sagte sie.

Kann man so sagen. Ich habe Krebs, er frisst mich auf.

Sie musterte ihn einen Augenblick. Sitzt er in Ihrer Brust? Da hatte meine Mutter ihren.

Er sitzt überall in mir.

Werden Sie sterben?

Ja. Jedenfalls haben sie mir das gesagt.

Sie blickte aus dem Fenster. Man kann Grandmas Haus von hier aus sehen. Und auch den Garten hinter dem Haus.

Da habe ich dich gesehen. Gestern warst du da draußen, sagte Dad.

Was habe ich gemacht?

Weiß ich nicht. Ich konnte nicht sehen, was du machst.

Habe ich im Gras gehockt?

Ja, ich glaube ja.

Dann habe ich gearbeitet.

Was denn?

Pustebblumen ausgraben. Grandma zahlt mir was für jede. Sie hat jede Menge davon.

Du könntest rüberkommen und das hier auch machen.

Wie viel würden Sie mir zahlen?

Dasselbe wie deine Großmutter.

Ich weiß nicht, sagte sie. Ich glaube, ich geh mal nachsehen, ob sie Hilfe braucht.

Berta May spülte das Geschirr und fegte die Küche, und danach ging sie mit ihrer Enkelin zurück nach Hause. Am Mittag schickte sie das Mädchen mit einem Tablett vorbei, das mit einem weißen Küchentuch bedeckt war. Alice kam herein und fragte: Wo soll ich es hinstellen?

Was hast du denn da mitgebracht?

Grandma hat Ihnen Lunch gemacht. Das Mädchen stellte das Tablett auf einen Stuhl und zog das Küchentuch weg. Es gab Kartoffelchips, ein Schinken-Sandwich, einen Klacks Hüttenkäse auf einem Pappteller und ein Stück Kuchen, in Wachspapier eingewickelt. Grandma meinte, Sie könnten dazu Wasser trinken oder sich einen Kaffee machen.

Möchtest du etwas davon? Ich hab keinen Hunger.

Grandma wartet mit dem Mittagessen auf mich.

Sag ihr vielen Dank. Machst du das?

Das Mädchen lief hinaus, und durchs Fenster konnte er sehen, wie sie am Zaun entlang ging und in dem gelben Haus verschwand.

Am späten Nachmittag des dritten Tages kam Mary ohne Vorwarnung durch das Gartentor, stieg die Vordertreppe hinauf und betrat das Haus. Dad saß in seinem Sessel neben dem Fenster und las den *Holt Mercury*. Als er aufsaß, stand sie vor ihm.

Herrgott! Was machst du denn hier?

Sie haben mich entlassen, sagte sie.

Ich habe keinen Wagen auf der Straße gehört. Wie bist du hergekommen?

Zu Fuß.

Was meinst du damit, zu Fuß?

Ich bin zu Fuß gekommen.

Du bist vom Krankenhaus bis hierher gelaufen?

Sie konnten mich nicht sofort fahren. Wahrscheinlich hatten sie irgendwo einen Einsatz. Außerdem dachte ich, die Kosten könnten wir uns sparen. Es wird ohnehin teuer genug sein. Sie sagten, ich solle warten, aber das wollte ich nicht. Ich wollte nach Hause.

Meine Güte, sagte Dad. Du bist dort gelandet, weil du erschöpft warst, und jetzt läufst du in der Nachmittagsshitze durch die ganze Stadt.

Es ist jetzt nicht mehr so heiß.

Was haben die sich dabei gedacht, dich gehen zu lassen?

Sie wollten mich nicht gehen lassen. Ich bin einfach gegangen. Ich wollte dir was Schönes zum Abendessen machen.

Er starrte sie an. Herrgott noch mal, sagte er. Wenn du so weitermachst, kratze ich lieber gleich ab und ziehe es nicht weiter in die Länge, bloß, damit du so was nicht noch mal machst.

Sie kam quer durchs Zimmer und blieb vor ihm stehen, klein, aufrecht und alt, und sprach langsam und geradeheraus. Sag mir nicht so was. Sag nicht so was Schlimmes. Nie wieder. Dazu hast du kein Recht. Hast du verstanden, Dad?

Er wandte den Blick ab.

Ich meine es ernst. Das verbitte ich mir. Du brichst mir noch das Herz, du verdammter alter Mann. Wahrscheinlich wirst du das ohnehin tun. Aber so etwas darfst du nicht sagen. Also, was wünschst du dir zum Abendessen? Ich weiß nicht mal, was wir noch im Haus haben.

Ich weiß nicht. Es ist mir auch egal.

Ich möchte dir was Schönes kochen.

Sie beugte sich vor, küsste ihn aufs Haar, legte einen Arm um seine Schultern und hielt seine altersfleckige Hand zärtlich an ihre Wange.

Ich geh jetzt in die Küche, sagte sie. Es kommt mir vor, als wäre ich drei Wochen weg gewesen und nicht drei Tage.

Nach dem Abendessen, als sie das Geschirr gespült und Dad ins Bett gebracht hatte, rief sie Lorraine in Denver an. Ich glaube, es wird jetzt Zeit, dass du nach Hause kommst, Kleines. Wenn du kannst.

Geht es Daddy schlechter?

Ja. Ich wollte es dir eigentlich noch nicht sagen.

Was sagen?

Der Arzt meint, er hätte noch ungefähr einen Monat.

Mom, seit wann weißt du es?

Seit letzten Freitag.

Wieso hast du mich nicht angerufen?

Ach Liebling, ich versuche ja selbst noch, damit fertig zu werden. Ich kann noch nicht darüber sprechen. Sie begann zu weinen.

Mom.

Ich war im Krankenhaus, sagte sie. Das kannst du jetzt ruhig auch wissen.

Was heißt das jetzt wieder?

Sie haben mich ins Krankenhaus gebracht. Vor ein paar Tagen.

Warum? Was ist passiert?

Ich sei erschöpft, haben sie gesagt. Ich bin ohnmächtig geworden, hier im Wohnzimmer auf dem Boden.

Mein Gott, Mom, geht es dir jetzt wieder besser?

Ja, ja, mach dir keine Sorgen. Aber es wäre gut, wenn du kommst und mir ein bisschen hilfst. Ich hatte Berta May gebeten, vorbeizuschauen, aber eigentlich geht das nicht. Du bist unsere Tochter.

Ich komme, sobald ich kann. Ich muss im Büro Bescheid sagen. Aber ich komme.

Das wäre gut. Ich habe noch gar nicht gefragt, wie es dir geht, Kleines.

Gut.

Und Richard?

Auch gut. Richard ändert sich nie.

Tja.

Ich weiß. Ist auch egal. Ich komme, so schnell ich kann.

Am Abend darauf, nach Sonnenuntergang, als die blauen Straßenlaternen an den Kreuzungen schon angegangen waren, fuhr Lorraine auf dem Highway 34 nach Holt hinein.

Alles hier war ihr vertraut. Sie bog vom Highway nach Norden ab, fuhr an den ruhigen, nächtlich erleuchteten Häusern vorbei, die ein bisschen zurückgesetzt von der Straße lagen, einige mit Vorgärten ganz ohne Bäume oder Büsche, daneben leere, von Unkraut überwucherte Grundstücke – hohe Sonnenblumen, Rotwurzelsalbei und Geißfuß –, und dann kam Berta Mays Haus, das schon da gestanden hatte, als sie noch ein kleines Mädchen war, und schließlich ihr eigenes weißes Haus. Sie stieg aus und ging auf die Veranda zu, eine hübsche Frau Mitte fünfzig mit dunklem Haar. Die Abendluft war kühl und roch frisch und ländlich hier draußen auf der Hochebene.

Dad hatte sich bereits hingelegt, und sie ging mit ihrer Mutter zum Schlafzimmer.

Schläft er denn schon? Es ist erst halb neun.

Ich weiß nicht, ob er schläft. Er geht früh zu Bett. Das hat er schon immer getan. Weißt du doch.

An der Tür blieben sie stehen. Er lag im Bett, das Fenster offen, das Laken bis zum Kinn hochgezogen. Er schlug die Augen auf. Ist das etwa meine Tochter?, sagte er.

Ich bin's, Daddy.

Komm näher, damit ich dich sehen kann.

Sie ging durch das Zimmer, setzte sich auf die Bettkante und gab ihm einen Kuss. Mary ging hinaus, damit er Lorraine für sich allein haben konnte. Dad schaute sie eine ganze Weile an. Lorraines Augen wurden feucht; sie nahm eins von seinen Kleenex-Tüchern und wischte sich über Augen und Wangen.

Ach, Daddy.

Ja. Was für ein verdammter Mist!

Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. Hast du starke Schmerzen?

Nein. Momentan nicht.

Wirklich gar keine?

Ich nehme was dagegen. Sonst schon. Vorher hatte ich jedenfalls welche. Du siehst gut aus.

Danke.

Wie war die Fahrt?

Okay. Viel los auf dem Highway, aber nur Gegenverkehr, in Richtung Berge.

Was macht die Arbeit?

Läuft alles gut.

Haben sie dir freigegeben, damit du herkommst?

Es blieb ihnen nichts anderes übrig.

Ja. Er lächelte. Recht so.

Kannst du schlafen, Daddy?

Noch ja, wenigstens das. Solange Mom da ist. Als sie weg war, habe ich kaum ein Auge zugetan. Sie mussten sie ins Krankenhaus bringen. Hat sie es dir erzählt?

Ja.

Und dann ist sie zu Fuß wieder nach Hause. Hat sie dir das auch erzählt?

Nein.

Zu Fuß. Es war höllisch heiß da draußen. Ich bin froh, dass du da bist. Sie ist völlig erschöpft. Ich hatte Angst, sie könnte schlapp machen. Das hab ich nie gewollt, dass sie sich so um mich kümmern muss.

Ich weiß, Daddy.

Na ja. Jetzt ist alles gut. Du bist da.

Versuch zu schlafen. Wir reden morgen weiter.

Sie gab ihm noch einen Kuss und ging in die Küche. Er sieht so elend aus, Mom.

Ich weiß, Schätzchen.

Er ist so dünn geworden. Und so blass.

Er will nichts essen. Sagt, er hätte keinen Hunger. Stochert nur bisschen drin rum.

Am Sonntagmorgen stand auf der Rückseite des Gemeindebriefts der Community Church in der Birch Street eine Mitteilung zu Mary Lewis. Sie sei ins Holt Memorial Hospital eingewiesen und wieder entlassen worden, und bei Dad Lewis sei keine Besserung eingetreten. Die Gemeinde wurde aufgefordert, weiter für ihn zu beten. Zudem hieß es, Lorraine sei inzwischen auch nach Hause gekommen.

Am Montagnachmittag kamen fast gleichzeitig Reverend Lyle und die beiden Johnson-Frauen, um nach ihnen zu sehen. Rob Lyle war Ende vierzig und erst seit Kurzem in der Stadt, ein großer, schlanker Mann mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Die Johnsons wohnten schon lange im Bezirk Holt. Willa Johnson war Witwe, sie hatte langes weißes Haar, zu einem altmodischen Knoten geschlungen, und trug eine Brille mit dicken Gläsern. Alene, ihre unverheiratete Tochter, war über sechzig und Frührentnerin, nachdem sie mehr als vierzig Jahre in einer Kleinstadt an der Front Range als Lehrerin gearbeitet hatte. Sie war nun für den Sommer und vielleicht auch länger nach Hause zurückgekehrt. Die beiden wohnten im Osten von Holt, eine Meile südlich des Highways, an einer Landstraße in den Sandhügeln.

Als sie das Haus betraten, saß Lyle im Wohnzimmer auf

dem Sofa und unterhielt sich mit Dad Lewis und Mary. Lorraine hatte ihm eine Tasse schwarzen Kaffee und ein paar Kekse auf einem kleinen Porzellanteller gebracht. Dann standen die Johnsons vor der Tür, Lorraine bat sie herein, und Lyle erhob sich, um ihnen die Hand zu schütteln. Lorraine brachte aus dem Esszimmer einen Stuhl für sich und einen für Alene.

Na, Dad? Wie geht es dir heute?, fragte Willa. Ein bisschen besser?

Schwer zu sagen. Es geht mir besser, weil meine Tochter nach Hause gekommen ist, so viel wenigstens weiß ich.

Ja, im Gemeindebrief stand, dass sie hier ist. Willa wandte sich Lorraine zu. Jetzt wolltest du sicher unbedingt hier sein, stimmt's?

Ja, vor allem, nachdem Mom im Krankenhaus war.

Das stand auch drin. Da erst haben wir davon erfahren. Du hättest uns doch anrufen können, Mary.

Ich wollte euch nicht behelligen, sagte Mary. Ihr hättet es umgekehrt genauso gemacht.

Na ja, aber Dad hätte anrufen können.

Ich bin froh, dass er es nicht getan hat.

Jetzt ist Lorraine da, sagte Dad. Das reicht.

Na schön, ich bin ja schon still. Ich weiß, wann ich den Mund halten soll.

Du sollst nicht den Mund halten. Darum geht es nicht, sagte Mary.

Es wäre auch das erste Mal, dass sie das tut, sagte Alene.

Jetzt muss sich auch noch meine Tochter mit mir anlegen.

Alle lachten ein bisschen.

Vom Sofa aus beobachtete Lyle, wie sie sich unterhielten. Nach einer Weile sagte er: Ich sollte dann mal langsam los. Aber zuvor würde ich gerne mit euch beten. Er neigte den Kopf, und sie sahen ihn an, sein dunkles Haar, dann folgten sie seinem Beispiel, und er betete: O Herr, unser Vater, wir flehen dich an, nimm dich besonders dieser Familie und dieses Mannes hier an. Wir bitten um deine unendliche Gnade, mögest du ihm den Trost und Frieden spenden, die unsere Vorstellungskraft übersteigen, und die Gewissheit vom Tod und der Wiederauferstehung deines Sohnes. Während er betete, betrachtete Lorraine ihn, wie er mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen drüben auf dem Sofa saß, und ihren Vater, der den Geistlichen ebenfalls beobachtete. Dann war Lyle fertig und sagte: Erhöre unser Gebet, o Herr. Amen. Er stand auf, gab allen die Hand und drückte Dad kurz die Schulter, ehe Lorraine ihn zur Tür und hinaus auf die Veranda begleitete.

Danke, dass Sie gekommen sind, sagte sie.

Ich möchte Ihren Vater nicht stören, aber ich komme wieder, wenn es recht ist.

Ja. Ich glaube schon.

Ich weiß nicht, ob er besonders gläubig ist.

Nein. Jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinn.

Verstehe. Auf seine eigene Art vielleicht.

Vielleicht.

Nun ja. Ich muss jetzt gehen. Er streckte die Hand aus, und sie überraschte ihn mit einer Umarmung. Er war um einiges größer als sie.

Danke, dass Sie gekommen sind, sagte sie noch einmal.

Er ging über den Pfad zu seinem an der Straße geparkten

Wagen, und sie blieb stehen und beobachtete, wie er davonfuhr. Dann setzte sie sich in die Hollywoodschaukel, die auf der Veranda im Schatten des Hauses stand, nahm ihre Zigaretten aus der Tasche und rauchte. Die Luft war heiß, trocken und klar, aber im Schatten war es besser. Dann stand plötzlich Alice, das Mädchen von nebenan, vor dem schmiedeeisernen Zaun. Zuerst drehte sie sich um und sah auf die leere Straße hinaus, dann wandte sie sich Lorraine zu.

Hallo, Alice.

Woher weißt du, wie ich heiße?

Meine Mutter hat es mir erzählt. Warum kommst du nicht rauf und unterhältst dich mit mir?

Ich weiß nicht, wer du bist.

Ich habe früher auch hier gewohnt. Als ich so klein war wie du.

Ich weiß nicht.

Du kannst ja deine Großmutter fragen, wenn du willst. Deine Mutter und ich haben früher zusammen gespielt.

Die Kleine stand da und sah sie an, dann blickte sie wieder auf die Straße. Schließlich öffnete sie das Tor und kam auf die Veranda.

Du kannst dich auch setzen, wenn du magst. Hier neben mich.

Das Mädchen glitt auf die Hollywoodschaukel, und sie schwangen leicht hin und her. Lorraine holte erneut ihre Zigaretten hervor.

Rauchst du viel?

Hin und wieder.

Der Freund von meiner Mutter hat immerzu geraucht.

Lorraine blies den Rauch zur Seite aus, und sie schaukelten in der heißen Luft, so dass es sich ein wenig kühler anfühlte, als ginge eine Brise.

Was hast du mit meiner Mom gespielt?

Lass mich überlegen. Sie war jünger als ich. Ungefähr so alt wie mein Bruder Frank. Abends spielten wir unter der Straßenlaterne da drüben an der Ecke, und sonst hinten in der Scheune.

Wie war meine Mutter?

Sie war sehr nett. Es machte Spaß, mit ihr zusammen zu sein.

Ja?

Ja wirklich, und es tut mir leid, dass sie so jung sterben musste, sagte Lorraine. Sehr leid. Sie war ein guter Mensch. Sie fehlt mir.

Grandma sagt, ich hab Glück, dass ich jemanden habe, der sich um mich kümmert.

Ja, das finde ich auch. Da kannst du wirklich froh sein. Und du kannst immer rüberkommen und uns besuchen, wenn du Lust hast.

Er wird auch sterben, nicht?

Mein Vater?

Er stirbt, oder?

Du musst aber keine Angst vor ihm haben. Er ist nur ein alter kranker Mann. Er tut dir nichts. Du kannst ja mich besuchen. Wir könnten was zusammen unternehmen.

Was denn?

Weiß ich nicht. Das können wir dann ja sehen.

Bist du mit dem Rauchen fertig?

Für diesmal ja.

Alice stand auf, holte den Aschenbecher vom Geländer der Veranda und hielt ihn ihr hin.

Danke, sagte Lorraine und drückte die Zigarette aus.

Bitte sehr.

Sie brachte den Aschenbecher zurück, setzte sich wieder hin, und sie schaukelten durch den heißen Nachmittag.

Die Frauen im Haus unterhielten sich noch immer.

Ist er Mexikaner, weiß das jemand?, fragte Willa. Er hat so dunkles Haar.

Nein, sagte Mary. Ich glaube nicht.

Mütterlicherseits, meine ich.

Nein.

Vielleicht Italiener.

Nicht, wenn er in der Freikirche ist. Ein Mexikaner wäre kein Geistlicher in einer protestantischen Kirche. Er wäre katholisch.

Er sieht ziemlich gut aus, sagte Alene.

Ihre Mutter schaute sie an, ihre Augen wirkten riesig hinter den dicken Gläsern.

Stimmt doch, sagte Alene.

Er ist verheiratet. Er hat eine Frau und einen Sohn im Teenageralter.

Er kann doch trotzdem gut aussehen.

Sie haben ihn aus einer Gemeinde in Denver hierher geschickt, sagte Willa. Dort war er stellvertretender Pfarrer.

Das haben wir auch gehört, sagte Mary.

Ich glaube nicht, dass er sich mit Kleinstädten auskennt.

Dann sollte er aber schleunigst damit anfangen, sagte Dad.

Die Frauen drehten sich zu ihm und sahen ihn an. Sie hatten geglaubt, er schliefe. Er hatte den Kopf zum Fenster gedreht und sah sie nicht an.

Hier passiert nichts, ohne dass alle Leute es mitkriegen. Sie warteten. Doch mehr sagte er nicht.

Nach einer Weile ergriff Willa wieder das Wort. Er hatte irgendwelchen Ärger in Denver, hab ich gehört. Vermutlich haben sie ihn deswegen hierher versetzt.

Was für Ärger?, fragte Mary.

Es heißt, er sei gemaßregelt worden, weil er sich in Denver für einen anderen Geistlichen einsetzte, der sich als homosexuell entpuppt hatte. Ich glaube, so was in der Art.

Woher hast du das denn, Mutter?

Von einer Freundin, die nicht von hier ist. Sie hat es mir erzählt.

Sind ja auch nur Menschen, sagte Alene.

Klar. Das weiß ich. Aber das meine ich gar nicht. Ich meine, es zeigt, was für eine Art von Mensch er ist. Womit wir rechnen können.

Es wurde still im Raum. Sie hörten Lorraine und das Mädchen auf der Veranda, ihre leisen Stimmen und das regelmäßige Quietschen der Schaukel. Durch das Fenster hinter Dad strömte heißes Sonnenlicht herein.

Ich glaube, ich gehe auch mal nach draußen, sagte Alene. Entschuldigt mich bitte.

Es gibt noch Kaffee, sagte Mary.

Danke nein. Es war schön, dich zu sehen, Dad.

Er sah zu ihr hinüber und nickte.

Alene stand auf, strich den Rock ihres Kleids glatt und trat hinaus auf die Veranda. Willa und Mary sahen ihr nach.

Ich weiß nicht, was ich machen soll, sagte Willa leise. Du siehst ja, wie sie ist. Seit sie zurück ist, benimmt sie sich so.

Sie ist nicht glücklich, sagte Mary.

Niemand ist glücklich. Aber sie muss nicht so unfreundlich sein, wenn sie bei jemand zu Besuch ist.

Wir freuen uns jedenfalls, sie zu sehen, sagte Mary, stand auf und ging durchs Esszimmer in die Küche. Sie sah aus dem Fenster nach Westen. Dort lag der Garten im Schatten der Bäume, die Scheune und die Koppel dahinter im hellen Sonnenlicht. Sie nahm die Kaffeekanne mit und schenkte Willa nach.

Nur noch eine halbe Tasse, sagte Willa. Ich muss bald aufbrechen.

Mary sah zu Dad hinüber. Er schlief jetzt, der kahle alte Kopf war auf die Brust gesunken, die großen Hände im Schoß gefaltet.

Draußen auf der Veranda machten sie auf der Schaukel Platz für Alene, und dann schlangen sie in der Hitze langsam zu dritt weiter. Lorraine stellte Alene das Mädchen vor.

Ich habe schon darauf gewartet, dich kennenzulernen, sagte Alene.

Kennst du meine Großmutter?

Ja, schon lange. Meine Mutter und sie sind seit vielen Jahren befreundet.

Grandma hat viele Freundinnen.

Ja, das stimmt.

Aber sie unternimmt nichts mit ihnen.

Das macht man auch nicht, wenn man älter ist. Vielleicht könnten du und ich was zusammen unternehmen.

Das hat sie auch gesagt. Das Mädchen sah zu Lorraine hinüber.

Wir sollten alle zusammen etwas unternehmen, sagte Lorraine.

In welcher Klasse bist du, Kleines?

Dieses Jahr komme ich in die dritte.

Das ist die Klasse, die ich unterrichtet habe.

Ich kenne meine Lehrerin hier noch nicht. Ich weiß nicht, wer das ist.

Willst du es denn wissen?

Ich glaube schon.

Dann gehe ich mit dir in die Schule, wenn du das möchtest. Vielleicht können wir sie treffen. Oder zumindest herausfinden, wer es ist.

Unterrichtest du auch hier?

Nein. Ich war an einer anderen Schule in der Nähe der Berge. Aber jetzt unterrichte ich nicht mehr.

Wir haben früher in der Nähe der Berge gewohnt. Als meine Mutter noch lebte.

Willa kam auf die Veranda, und sie machten sie mit Alice bekannt; dann gingen die beiden Johnsons zu ihrem Wagen und fuhren nach Hause in die Sandhügel, und Alice ging zurück ins Haus ihrer Großmutter.

Vor vierzig Jahren hatte Dad nur gestaunt, wie lange er gebraucht hatte, um ihm auf die Schliche zu kommen. Besonders schlau hatte er es nicht angestellt.

Nach seiner Entdeckung zögerte Dad nicht lange. Nachdem am Samstagnachmittag der letzte mickrige Kauf getätigt, das Wechselgeld über die zerschrammte Holztheke geschoben und der letzte Kunde auf die kalte, dämmrige Main Street hinausgetreten war, damit sie Feierabend machen konnten, hatte Dad gefragt: Ist abgeschlossen?

Clayton stand an der Tür und schaute auf die winterliche Straße hinaus. Sieht nach Schnee aus, sagte er.

Ach ja, sagte Dad. Sind jetzt alle raus?

Ja, sind alle weg. Ich würd dann auch gehen. Bin heute ziemlich erledigt. War ganz schön was los.

Kommen Sie vorher noch kurz in mein Büro, sagte Dad. Gibt es noch was zu tun?

Nein. Kommen Sie einfach mit ins Büro.

Er drehte sich um und ging an den langen schmalen Regalen mit dem Installationszubehör entlang, dem Sortiment von Kunststoffrohren und Metallklemmen, an den Rollen mit Ketten, Nylonschnüren und dünnen Kabeln vorbei ins Büro im hinteren Teil des Gebäudes, das auf die Gasse hinausging. Er nahm hinter dem Schreibtisch Platz.

Clayton, der junge Angestellte, folgte ihm und blieb an der Tür stehen, lehnte sich an den Rahmen und krepelte die Ärmel seines blauen Hemdes herunter, so wie er es jeden Tag tat, nachdem sie geschlossen hatten.

Setzen Sie sich, sagte Dad.

Ist was?

Kommen Sie rein und nehmen Sie Platz.

Ich hoffe, es dauert nicht lange. Tanya wartet auf mich. Wir wollten heute Abend einen Babysitter bestellen und irgendwo essen gehen. Uns einen Abend freinehmen.

So so. Setzen Sie sich erst noch mal kurz, sagte Dad.

Clayton betrat den Raum und nahm Platz. Was gibt es denn?

Dad sah ihn an und warf dann einen kurzen Blick über Claytons Schulter auf die offene Bürotür. Ein Wagen fuhr vorbei, man sah sein Dach durch das rechteckige Fenster in der Hintertür. Dad drehte sich mit dem Stuhl um, nahm das große Hauptbuch mit dem blauen Rücken für die Kassenquittungen aus dem Regal und drehte sich langsam wieder nach vorn. Er schlug das Buch auf, fand die Seiten, die er suchte, und legte es so vor Clayton, dass der darin lesen konnte. Wollen Sie etwas dazu sagen?, fragte Dad.

Clayton sah erst ihn an und senkte dann den Blick auf die Seiten. Er musterte die Zahlen und blickte hastig wieder hoch. Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.

Ich glaube schon.

Nein, wirklich nicht. Werfen Sie mir irgendwas vor?

Wollen Sie es unbedingt schwerer machen als nötig?, fragte Dad. Wollen Sie das wirklich?

Er zeigte mit dem Finger auf die Gesamtsumme des so-

eben abgeschlossenen Monats, blätterte eine Seite zurück und zeigte auf die Summe des Monats davor.

Haben Sie die Zahlen noch im Kopf?

Ich verstehe nicht, was das soll, sagte Clayton.

Ich erkläre es Ihnen. Passen Sie auf.

Er schlug die Seite für dieselben Monate vier Jahre zuvor auf. Sehen Sie das?, sagte er. Er zeigte auf die Gesamtsummen in jenem Jahr.

Das Geschäft macht im Durchschnitt dreihundert Dollar weniger Umsatz pro Monat als vor vier Jahren, sagte Dad. Wie kann das sein? Was ist der Grund dafür, was glauben Sie?

Keine Ahnung. Vielleicht gehen die Leute jetzt woanders hin.

Wohin sollten sie gehen? Das hier ist die einzige Eisenwarenhandlung in der Stadt.

Vielleicht haben wir einfach weniger Kunden.

Nein. Wir haben genauso viele Kunden wie immer. Das geht aus der Inventur hervor.

Dann habe ich keine Erklärung.

Vielleicht ist Ihnen etwas entgangen.

Was meinen Sie?

Zum Beispiel etwas, das Sie verloren haben. Etwas, das Ihnen vielleicht unbemerkt aus der Jackentasche gefallen ist, als Sie die Jacke heute Morgen an den Haken gehängt haben.

Dad lehnte sich zur Seite, streckte das Bein aus, um in die Hosentasche greifen zu können, und zog einen kleinen Schlüssel heraus. Er beugte sich vor und schloss die unterste Schublade seines Schreibtischs auf, richtete sich wieder auf

und legte ein Quittungsbuch auf den Schreibtisch, in dem die Hälfte der Seiten fehlte. Die perforierten Enden im Inneren waren noch da, doch die dazugehörigen Durchschläge waren herausgerissen worden.

Ich fand es auf dem Boden unter Ihrer Jacke hinten im Flur, sagte er. Und da wurde mir klar, wie Sie es angestellt haben. Ein Kunde kauft etwas, und Sie geben ihm eine Quittung aus Ihrem kleinen Extrabüchlein, und wenn er anschließend rausgeht und sich die Tür hinter ihm schließt, stecken Sie das Geld ein, das nirgendwo verzeichnet ist. Es durfte nur nichts Größeres sein. Das wäre mir aufgefallen. Und Sie mussten sichergehen, dass ich im hinteren Teil des Ladens war oder im Büro oder zum Mittagessen nach Hause gegangen, und wahrscheinlich konnten Sie es auch nicht allzu oft tun, denn dann hätte sogar jemand, der so gutgläubig ist wie ich, Verdacht geschöpft. Außerdem mussten Sie sich vermutlich auch Sorgen machen, dass irgendwer den Spaten oder die Gartenhacke zurückbringt und die falsche Quittung mir vorlegt statt Ihnen, um sein Geld zurückzuerlangen. Das muss Ihnen ziemliche Kopfschmerzen bereitet haben, nehme ich an. Aber irgendwie ist es nie dazu gekommen, was? Und nach einer Weile sind Sie dann einfach zu gierig geworden, stimmt's? Hätten Sie drei- oder vierhundert Dollar im Jahr entwendet, hätte ich es niemals mitbekommen. Vielleicht nicht einmal bei tausend im Jahr. Aber dann ist Ihnen das Büchlein aus der Jackentasche gefallen, was?

Dad hielt inne und starrte ihn an. Clayton sagte nichts.

Nun, ich will Ihnen was sagen, sagte Dad. Bei so was wird mir übel. Jawohl, übel. Es lässt mich an der ganzen

verdammten Menschheit zweifeln. Und ich will so nicht denken müssen. Was haben Sie sich überhaupt dabei gedacht?

Claytons rundes Gesicht vor ihm schwitzte. Später erinnerte sich Dad genau daran, wie Clayton plötzlich der Schweiß ausgebrochen war, obwohl es Winter war, Februar, und in dem kleinen fensterlosen Büro am hinteren Ende der Eisenwarenhandlung nicht einmal halbwegs warm.

Wie viel Zeit geben Sie mir?, sagte Clayton.

Zeit wofür?

Um es Ihnen zurückzuzahlen.

Sie können es mir nicht zurückzahlen.

Nicht sofort. Aber wenn Sie mir genug Zeit geben.

Nein, auch dann nicht. Ich möchte Sie hier nicht mehr haben. Sie arbeiten nicht mehr für mich. Ich will Sie nicht mehr sehen.

Aber ich habe eine Frau und zwei Kinder, an die ich denken muss.

Ja, sagte Dad. Das weiß ich. Sie hätten vorher daran denken sollen, was Sie ihnen damit antun.

Clayton starrte ihn an. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn und trocknete sie an seinem Hosenbein.

Werden Sie zum Sheriff gehen?, fragte er.

Nein. Ich habe mich dagegen entschieden. Ihren Kindern zuliebe. Aber Sie werden das hier unterschreiben.

Was unterschreiben?

Dieses Papier hier.

Was ist das?

Dad hatte ein Blatt Papier aus der Schreibtischschublade gezogen und schob es ihm über den Tisch zu. Clayton las

es. Sauber getippt stand darauf, dass er zugab, das Geschäft bestohlen zu haben, und auf wie viele tausend Dollar sich die Summe belief. Unten war Platz für seine Unterschrift und das Datum.

Was werden Sie damit machen, falls ich es unterschreibe?

Oh, Sie werden unterschreiben. Das steht außer Frage.

Na gut. Sagen wir, ich unterschreibe. Was dann?

Dann schließe ich es im Tresor meiner Bank ein. Falls Sie jemals daran denken sollten, nach Holt zurückzukehren.

Aber ich werde nicht aus Holt wegziehen.

Oh doch, werden Sie.

Sie wollen, dass ich die Stadt verlasse?

Sie würden mir irgendwann über den Weg laufen, sagte Dad. Ich würde Sie irgendwo auf der Main Street sehen.

Aber ich bin hier aufgewachsen.

Ich weiß. Ich kannte Ihren Vater und Ihre Mutter. Da haben Sie sich ziemlich was eingebrockt, mein Junge.

Aber was soll ich denn tun?

Das müssen Sie schon selbst rausfinden. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Vielleicht lernen Sie was draus. Aber auch das weiß ich nicht.

Was ist mit – Clayton sah sich verzweifelt im kleinen Büro um –, was soll ich meiner Frau sagen? Wie soll ich Tanya das erklären?

Noch was, das ich nicht beantworten kann. Wird nicht gerade lustig werden, so viel steht fest. Wäre es für mich auch nicht.

Clayton musterte Dads Gesicht, entdeckte jedoch nichts Verzeihendes oder Nachgiebiges darin. Na schön, Sie gottverdammter Mistkerl, sagte er, nahm einen Stift vom

Schreibtisch, unterschrieb hastig das Papier und schob es über den Tisch zurück.

Dad griff nach dem Blatt, überprüfte Unterschrift und Datum, faltete es dann zwei Mal und steckte es in seine Brusttasche.

Ich glaube, Sie sollten jetzt gehen.

Es ist nicht fair, mich so zu behandeln.

Nein? Ich dachte, ich hätte Sie mehr als fair behandelt.

Das habe ich nicht verdient. Ich habe fast fünf Jahre für Sie gearbeitet.

Deshalb sage ich Ihnen, dass Sie jetzt besser gehen sollen. Sonst könnte ich das noch vergessen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, rief Clayton am frühen Nachmittag bei Dad zu Hause an. Ich muss mit Ihnen reden, sagte er.

Wir haben gestern Abend alles besprochen.

Ich weiß. Aber ich muss Sie noch ein letztes Mal sprechen.

Weswegen?

Könnten wir uns im Laden treffen?

Was haben Sie vor? Wollen Sie mich etwa erschießen?, fragte Dad.

Nein, um Gottes willen. Nichts dergleichen. Ich möchte nur versuchen, das Ganze wieder in Ordnung zu bringen.

Sie können es nicht in Ordnung bringen.

Ich bitte Sie darum. Ich bitte Sie, mit mir zu sprechen.

Dad dachte kurz darüber nach. Na gut, sagte er. Ich lasse Sie durch die Hintertür ins Büro. In einer Stunde. Punkt zwei Uhr. Lassen Sie mich nicht warten. Und es wird nichts bringen.

Danke.

Kurz vor zwei Uhr ging Dad, ohne Mary zu sagen, was er vorhatte, zu seinem Wagen und fuhr durch die Stadt zur Eisenwarenhandlung. Er betrat sie durch die Hintertür, ließ diese offen und schaltete das Licht an. Er ging in sein kleines Büro, machte auch dort Licht und sah nach, ob die Pistole in der Schreibtischschublade lag. Gerade, als er sie wieder zurücklegte, hörte er den Wagen, und dann kam Clayton durch die Hintertür. Dad saß da und wartete, aber es war nicht Clayton, der vor ihm stand. Es war Tanya, seine blonde junge Frau.

Wo ist Ihr Mann?, fragte Dad.

Er kommt nicht. Ich bin allein.

Was wollen Sie hier?

Sie betrat das kleine fensterlose Büro. Sie trug einen langen Herrenmantel, eine Art Regenmantel. Sie ging um den Schreibtisch herum und blieb einen halben Meter vor Dad stehen. Dann öffnete sie den Mantel. Darunter war sie nackt. Eine junge Frau, die kurz hintereinander zwei Kinder auf die Welt gebracht hatte, und man sah es. Sie hatte einen runden, schlaffen Bauch mit Schwangerschaftsstreifen und breite Hüften. Große, leicht hängende Brüste. Aber sie sah nicht schlecht aus.

All das können Sie haben, sagte sie. Ein ganzes Jahr, so oft sie wollen. Außerdem kenne ich ein paar Tricks, die Sie vielleicht interessieren.

Wenn was, fragte Dad.

Wenn Sie das Blatt Papier zerreißen, das er gestern Abend unterschrieben hat, und wir vergessen, was vorgefallen ist.

Er sah ihr ins Gesicht. Es war ziemlich hübsch. Sie beob-

achtete ihn genau, ihre Augen waren wild, hart und furchtsam, sie forderten ihn heraus. Sie wartete.

Nein, sagte er. Nein, ich bin nicht interessiert. Sie werden es mir übelnehmen, aber auf so etwas lasse ich mich nicht ein. Ihr Mann macht einen großen Fehler, wenn er Sie da mit hineinzieht.

Das ist mir egal, sagte sie.

Das wird sich ändern.

Sie machte ihren Mantel noch etwas weiter auf, als hätte sie sich ihm nicht schon genügend angeboten. Sie änderte ihre Haltung, schob die Hüften nach vorn und stellte ihren Körper zur Schau. Sie stemmte die Hand in die Hüfte, drehte sie sich etwas und zeigte sich ihm im Profil.

Sehen Sie, sagte sie. Schauen Sie hin?

Ja, sagte er. Aber ich bin verheiratet, und meine Frau ist alles, was ich begehre und jemals begehren werde.

Sie sehen nicht richtig hin, sagte sie.

Doch, das tu ich. Ich glaube, Sie sollten jetzt besser gehen.

Sie werden es bereuen. Sie werden sich wünschen, dass Sie sich anders entschieden hätten.

Nein. Das wird nicht passieren, sagte Dad. Und jetzt machen Sie, dass Sie rauskommen.

Sie zog den Mantel zu und sah Dad an, der auf seinem Drehstuhl am Schreibtisch saß. Dann öffnete sich der Mantel noch einmal, und ihre Brüste schwangen hin und her, als sie ihn ins Gesicht schlug, so fest sie konnte. Es hinterließ einen hellen roten Fleck. Dann drehte sie sich um und verließ das Büro.

In dieser Nacht schneite es, so wie Clayton es tags zuvor vorausgesagt hatte. Der Schnee war nass wie im März oder April, nicht wie im Februar, und am Tag darauf nahmen Clayton und Tanya die beiden Kinder, packten hastig ein paar Sachen in Koffer und Umzugskisten und zogen hundert Meilen weiter südlich zu Tanyas Eltern.

Einige Monate später, an einem Tag im Frühjahr, an dem nicht viel los war, erhielt Dad einen Anruf. Wieder saß er in dem kleinen Büro, es war am späten Vormittag. Die Stimme am anderen Ende, eine weibliche Stimme, schrie bereits, als er den Hörer abnahm.

Sie Dreckskerl! Er hat sich umgebracht! Sie Unmensch!  
Wer spricht denn da?

Sie wissen genau, wer hier spricht. Er ist nach Denver gefahren, hat sich betrunken und sich den halben Schädel weggepustet. Er hat nicht einmal eine Nachricht hinterlassen. Ihretwegen! Das ist Ihre Schuld! Sie haben ihn auf dem Gewissen. Oh, ich hoffe, dass Sie ewig in der Hölle schmoren werden! Sie elender Dreckskerl!

Am späten Vormittag fegte sie in der noch frischen, hellen Hitze des Tages mit dem alten Holzbesen, den sie für die Veranda und den Bürgersteig benutzte, die grau gestrichenen Holzdielen der Veranda, die teilweise verzogen und morsch waren. Sie warf einen Blick durch das vordere Fenster, Dad saß in seinem Sessel und starrte nach draußen in den Garten. Sie fragte sich, woran er wohl dachte. Ob er sich gerade vorstellte, wann der Tod kommen und wie er ihn holen würde. Er sprach nie darüber. Sie kehrte das trockene Laub und den Schmutz zusammen, der vom Wind auf die Veranda geweht worden war. Immer gab es Dreck auf der vorderen Veranda, sogar im Winter. Irgendwie war sie froh darüber. Sie war gerade dabei, ihn auf den kahlen Boden neben dem Betonfundament des alten Hauses zu kehren, als Lorraine herauskam und sagte, dass jemand für sie am Telefon sei.

Ich habe es gar nicht klingeln gehört.

Eine Frau fragt nach dir.

Hat sie ihren Namen genannt?

Nein. Aber ich wünschte, du würdest mich das hier machen lassen, Mom. Du musst hier draußen nicht fegen.

Doch, muss ich. Ich muss an die frische Luft. Und so hab ich einen Vorwand, hier draußen zu sein. Sie lehnte den Be-

sen an die Hauswand, und Lorraine reichte ihr das Telefon und ging ins Haus zurück.

Ja. Hier spricht Mary. Sie stand mit dem Blick zur Straße. Hier ist Doris Thomas. Ich habe Frank gesehen.

Was sagen Sie?

Ich habe Frank gesehen.

Was soll das heißen?

Am Flughafen in Denver. Er stand in der Schlange vor der Sicherheitskontrolle, wo sie einen zwischen diesen Streifen hin und her laufen lassen, und wir gingen aneinander vorbei. Ich wusste sofort, dass er es war. Er hatte eine Mütze auf, so dass ich nicht seinen ganzen Kopf sehen konnte, aber er sah genauso aus wie er. Wie Ihr Mann, als er im selben Alter war.

Was haben Sie zu ihm gesagt?

Ich habe nicht mit ihm gesprochen. Die Peinlichkeit wollte ich uns beiden ersparen.

War er auf dem Weg irgendwohin?

Ja. Ich dachte nur, Sie würden es gern erfahren.

Wann war das?

Vor zwei Wochen. Ich war unterwegs nach Seattle, um meine Tochter zu sehen. Sie hat ihr Baby bekommen.

Sah er okay aus?

Frank? Ja, ich denke schon, dass er okay aussah.

Ich meine, sah mein Sohn glücklich aus?

Oh. Das kann ich nicht beurteilen.

Sie stand da und blickte über den Zaun und das Tor und die Straße auf das leere Grundstück gegenüber. Vor dem Zaun zog der Schatten der Silberpappeln langsam auf dem Rasen

weiter. Sie hatte jetzt Tränen in den Augen. So blieb sie lange dort stehen, weinte leise vor sich hin und dachte nach. Dann wischte sie sich über das Gesicht und ging ins Haus. Lorraine war oben in ihrem Zimmer. Vom Fuß der Treppe rief sie zu ihr hinauf: Kommst du mal runter?

Ist irgendwas?

Ich möchte es Dad und dir gleichzeitig erzählen.

Was denn?

Sie drehte sich um und ging ins Wohnzimmer. Dad schlief. Sie trat zu ihm, legte ihm die Hand auf den Arm und ließ sie dort liegen, bis er die Augen aufschlug und zu ihr aufsaß. Bist du wach, Liebling?, fragte sie.

Jetzt ja.

Ich möchte, dass du dir etwas anhörst.

Lorraine betrat den Raum.

Ich möchte euch beiden etwas erzählen, sagte Mary. Es geht um einen Anruf, den ich gerade von Doris Thomas erhalten habe. Ihr erinnert euch doch an sie, oder?

Nein, ich nicht, sagte Dad.

Doch, weißt du nicht mehr? Sie hatte eine Tochter, die nach Washington State gezogen ist. Ihr Mann und sie wohnen in der Detroit Street, bis er starb.

Don Thomas.

Richtig.

Der hat immer so viel geredet, sagte Dad.

Tja, also, das weiß ich nicht.

Sie hatten einen Jungen in meinem Alter, sagte Lorraine. Keine Ahnung, was aus ihm geworden ist.

Was ist mit diesem Anruf?, fragte Dad.

Marys Blick schweifte von ihrem Mann zu ihrer Tochter.

Doris meinte, sie hätte Frank gesehen. In Denver, am Flughafen.

Wie kann sie Frank gesehen haben?

Das hat sie behauptet. Sie sagte, sie hätte ihn am Flughafen gesehen.

Wann?

Vor zwei Wochen.

Und warum ruft sie erst jetzt an?

Weil sie in Seattle war, um ihre Tochter zu besuchen. Ihre Tochter hat ein Baby bekommen. Sie ist gerade erst wieder nach Hause gekommen.

Wie sah er aus?, fragte Dad.

Sie sagte, er hätte genauso ausgesehen wie du, als du so alt warst wie er jetzt.

Das glaube ich nicht.

Das hat sie gesagt.

Ich glaub's trotzdem nicht.

Dad, sie hat gesagt, sie hätte ihn gesehen.

Ich glaube es keine Sekunde. Das ist unmöglich.

Aber wenn es doch wahr wäre, Liebling?

Nein. Frank ist irgendwohin, weit weg von hier. Er kommt nicht zurück, weder hierher noch irgendwo sonst in die Nähe.

Ich glaube auch nicht, dass sie ihn gesehen hat, Mom.

Warum sagst du das?

Ich glaube nicht, dass das möglich ist. Oder dass Frank irgendwohin fliegen würde.

Mary blickte von einem zum anderen, und ihre Augen füllten sich erneut mit Tränen. Ihr solltet euch schämen, sagte sie. Ihr solltet euch beide schämen.

Sie verließ den Raum, ging durch den Flur zurück auf die Vorderveranda, nahm ihren Besen mit zur Hollywoodschaukel und setzte sich.

Sieh mal nach ihr, sagte Dad im Haus zu Lorraine. Machst du das? Mit mir würde sie jetzt nicht sprechen.

Lorraine trat auf die Veranda. Darf ich mich zu dir setzen, Mom?

Nein, ich will keine Gesellschaft. Und ich möchte mich jetzt weder mit dir noch mit sonst wem unterhalten.

Die Schwester aus dem Hospiz war eine kleine quirilige Person mit makellosen Zähnen und seidigem Haar. An einem sonnigen Morgen kam sie in ihrer rosa Bluse, Weste und Jeans ins Wohnzimmer und ging auf Dad zu, langsam, um ihn nicht zu erschrecken, und er wandte sich vom Fenster ab und sah sie an. Lorraine brachte ihr einen Stuhl, und sie setzte sich Dad gegenüber. Sie nahm seine Hände und untersuchte sie, sah sich seine Fingernägel an und lächelte, und er blickte sie ruhig an, ohne zu lächeln, aber auch ohne die Stirn zu runzeln, wie er es gelegentlich tat. Wie geht es Ihnen heute Morgen, Mr. Lewis?

Unverändert.

Sie sind aufgestanden und sitzen in Ihrem Sessel. Sie fühlen sich noch gut genug, um aufzustehen.

Ja.

Was haben Sie zum Frühstück gegessen? Haben Sie überhaupt gefrühstückt?

Ein bisschen.

Und was?

Er sah Mary an, die mit Lorraine hinter der Schwester stand.

Deine Haferflocken, sagte sie.

Haferflocken, sagte Dad.

Viel war es nicht. Seinen Toast wollte er nicht.

Ich bin müde.

Ja, sagte die Schwester. Sie essen einfach, worauf Sie Lust haben.

Sie meint, ich müsste essen.

Na klar. Weil sie sich Sorgen um Sie macht.

Ich habe keinen Appetit mehr.

Ich weiß. Das ist normal. So geht es uns allen eines Tages. Haben Sie heute geduscht?

Nein, sagte er. Vielleicht später.

Schön.

Mal sehen. Ich weiß nicht, ob ich duschen will.

Macht es Ihnen was aus, wenn ich Ihre Atmung und Ihren Puls überprüfe?

Wenn es sein muss.

Ja, doch.

Sie maß Temperatur und Puls und klemmte ihm das Oximeter, das aussah wie eine Wäscheklammer, an den Finger, um den Sauerstoffgehalt zu messen.

Wie hoch ist er heute?, fragte Mary.

Zweiundneunzig. Noch immer zufriedenstellend.

Darf ich jetzt Ihr Herz und Ihre Lungen abhören, Mr. Lewis?

Sie nahm das Stethoskop aus ihrer Tasche, und er knöpfte das Hemd auf und zog das Unterhemd hoch. Seine Brust war weiß und knochig und fast unbehaart, die Rippen standen hervor. Sie beugte sich zu ihm und horchte sein Herz, seine Brust und seinen Magen ab.

Sie hören sich für heute gut an. Geht es Ihnen auch gut?

Nun ja. Ich weiß ja, dass ich nicht mehr lange habe, falls

es das ist, was Sie meinen. Aber ich fühle mich nicht allzu schlecht.

Haben Sie Schmerzen?

Geht so.

Starke Schmerzen?

Schmerzen eben.

Du hast nichts gesagt, Liebling, mischte sich Mary ein. Ich wünschte, du würdest was sagen.

Er warf seiner Frau einen Blick zu, dann wandte er sich ab und sah aus dem Fenster.

Er kann auch Roxanol nehmen, sagte die Schwester. Zusätzlich zu dem ms Contin.

Wie oft darf er das nehmen?, fragte Lorraine.

So oft er möchte. Es wird ihm nicht schaden. Jede Viertelstunde, wenn es nötig ist. Hören Sie mir noch kurz zu, Mr Lewis?, fragte sie.

Er drehte sich um. Sein Blick war jetzt abweisend.

Wenn Sie Schmerzen haben, müssen Sie es Ihrer Frau oder Ihrer Tochter sagen. Sie können Ihnen etwas geben, das sofort wirkt.

Ich habe nicht vor, süchtig zu werden, sagte er.

Das werden Sie nicht.

Das ist doch Morphium, nicht wahr?

Ja. Es ist eine Art Morphium. Aber das macht nichts.

Er musterte ihr Gesicht. Weil ich es nicht mehr lange mache. Das meinen Sie doch. Nicht lange genug, um süchtig zu werden.

Richtig. Und es wird Ihnen sofort Erleichterung verschaffen. Ich habe alles Ihrer Frau und Ihrer Tochter erklärt, damit sie Ihnen bei der Einnahme helfen können.

Er sah sie an und fummelte an den Knöpfen herum, um sein Hemd zuzumachen. Die Schwester griff erneut nach seinen Händen.

Was haben Sie heute vor?

Heute?

Ja.

Nicht viel.

Woran denken Sie? Wollen Sie es mir verraten?

Ich dachte gerade, dass ich meine Ruhe haben will, sagte er, zog die Hände zurück und blickte aus dem Fenster.

Nun, offensichtlich geht es Ihnen hier ziemlich gut. Nächste Woche komme ich wieder. Ist das okay?

Er blickte in den Garten neben dem Haus, zu dem Baum und dem Schatten auf dem Rasen. Der Schatten war kleiner geworden, die Sonne stand höher am Himmel. Ja, ist gut, sagte er. Danke, dass Sie gekommen sind.

Die Schwester nahm ihre Tasche und ihre Utensilien und stand auf. Brauchen Sie noch irgendwelche Medikamente?

Nein, sagte Mary. Oder, Lorraine?

Ich glaube nicht.

Die Frauen traten hinaus auf den Bürgersteig vor dem Haus und unterhielten sich leise. Hat sich sein Zustand verschlechtert, was meinen Sie?, fragte Mary.

Er steht noch immer auf und sitzt aufrecht. Er reagiert, wenn man ihn etwas fragt.

Wenn er will, sagte Mary.

Er schläft jetzt mehr, sagte Lorraine.

Wahrscheinlich wird er bald noch mehr schlafen. Und Sie wissen jetzt, dass er während des Tages so viel Roxanol nehmen kann, wie er will.

Und es wird ihm nicht schaden?

Nein. Sie haben meine Telefonnummern und wissen, was zu tun ist, wenn sich etwas ändern sollte. Außerdem haben Sie das kleine blaue Buch, das ich Ihnen neulich mitgebracht habe. Sie können mich jederzeit anrufen, Tag und Nacht.

Danke.

Sie kümmern sich vorbildlich um ihn. Das wollte ich Ihnen noch sagen. Er kann sich glücklich schätzen, dass er Sie hat.

Ich will nicht, dass mein Mann leidet.

Lorraine legte ihrer Mutter den Arm um. Die Schwester verabschiedete sich, und sie sahen ihr nach, als sie zu ihrem Wagen ging.

Als Lyle etwas hörte und aufsaß, standen sie an der Tür und beobachteten ihn. Er saß am Schreibtisch in seinem Büro im hinteren Teil der Kirche mit den Bücherregalen im Rücken. Ein gerahmter Druck von Sallmans *Head of Christ* hing an der Wand, daneben ein Bild von Christus mit Dornenkrone und einer Laterne in der Hand, der an eine Tür klopft. Es war ein junges Paar, der Junge vielleicht ein- oder zweiundzwanzig, das Mädchen schien älter zu sein. Er war groß und kräftig, mit neuen Jeans, braunen Stiefeln und einer Wildlederweste über dem weißen Hemd; er hielt einen guten Cowboyhut in der Hand. Die junge Frau trug ein kurzes, ärmelloses weißes Kleid mit silbernem Gürtel und hochhackige weiße Schuhe. Kann ich Ihnen helfen?, fragte Lyle.

Sind Sie der Pfarrer hier?

Ja.

Wir möchten heiraten.

Wollen Sie nicht hereinkommen?

Sie betraten das Büro. Sie wirkten weder nervös noch unsicher. Der Junge blickte sich um.

Nehmen Sie doch Platz, sagte Lyle.

Er räumte ein paar Bücher von der Couch an der Wand, rollte seinen Stuhl hinter dem Schreibtisch hervor und

setzte sich zu ihnen. Die Frau war nicht groß, und als sie sich setzte, rutschte ihr weißes Kleid bis zu den Oberschenkeln hoch. Sie legte die Hand des Jungen in ihren Schoß.

Das ist Laurie Wheeler, und ich heiße Ronald Dean Walker, sagte der Junge.

Freut mich.

Ebenfalls.

Wann wollten Sie heiraten?, fragte Lyle.

Heute, sagte der Junge. Er sah die Frau an. Sofort. Wenn es geht.

Ja, das geht. Aber dürfte ich vorher etwas über Sie beide erfahren?

Was wollen Sie denn wissen?

Nun ja, zum Beispiel, woher Sie stammen. Oder wie Sie sich kennengelernt haben.

Er kommt aus Phillips, sagte die Frau. Da ist er aufgewachsen. Stimmt doch, Ronnie, oder?

Ich bin dort geboren. Ich hab zwischendurch woanders gewohnt, aber jetzt bin ich wieder zurück.

Er arbeitet in einem Mastbetrieb, kümmert sich um die Tiere. Aber er kann viel mehr.

Ich hab schon alles Mögliche gemacht, sagte er.

Er kann alles reparieren, was zu reparieren ist.

Und Sie, fragte Lyle. Was ist mit Ihnen?

Ich stamme aus South Dakota. Bin aber schon seit ungefähr sieben Jahren in Colorado.

Verstehe. Und was machen Sie?

Ich habe ein Café in Phillips. Da haben wir uns auch kennengelernt. Eines Abends wollte er bei uns essen und hatte keine Briefftasche dabei.

Ich hatte sie draußen im Wohnwagen vergessen. Deshalb hatte ich kein Geld, um zu bezahlen. Auch kein Scheckbuch. Sie hat gedacht, ich will sie über den Tisch ziehen.

Das hab ich nicht wirklich gedacht, sagte sie. Aber man weiß nie. In ein Café kommen alle möglichen Leute. Jedenfalls kamen wir ins Gespräch, und am nächsten Tag brachte er mir das Geld. Und dann fragte er: Wann machen Sie denn hier Feierabend, Ma'am, wenn ich fragen darf.

Ich wollte sie ein bisschen auf den Arm nehmen.

Er hat einen feinen Sinn für Humor.

Und so fing alles an, sagte Lyle.

So fing es an, sagte der Junge. So haben wir uns gefunden. Sein Blick schweifte von ihr zu Lyle, der neben ihnen saß. Können Sie uns wirklich heute Morgen trauen, wie Sie gesagt haben?

Ja. Aber Sie wissen, dass Sie eine Heiratserlaubnis brauchen.

Der Junge griff mit der Hand unter seine Weste, knöpfte die Brusttasche seines weißen Hemds auf und zog eine Heiratserlaubnis hervor, die ordnungsgemäß ausgestellt und gestempelt war. Er reichte sie Lyle. Sie war scheinbar schon mehrmals zusammen- und auseinandergefaltet worden und etwas zerfranst. Lyle sah sie sich an. Ja. Sie scheint in Ordnung zu sein. Gültig und rechtsverbindlich.

Man hat uns gesagt, wir könnten heiraten, wenn wir über achtzehn sind, und das sind wir. Beide.

Ich bin älter als er, sagte die Frau. Das ist Ihnen wahrscheinlich schon aufgefallen.

Das ist mir egal, sagte der Junge. Es sind nur fünf Jahre. Sie hat viel mehr Ahnung als ich.

Ist er nicht nett, sagte die Frau.

Scheint mir auch so, nickte Lyle.

Ja, wirklich.

Es ist Ihnen sicher bekannt, dass Sie sich in Colorado auch selbst trauen könnten, sagte Lyle. Dazu brauchen Sie weder mich noch einen Richter. Sie müssen bloß die Heiratsurlaubnis beantragen und sich gegenseitig sagen, dass Sie Mann und Frau sind; anschließend geben Sie die Heiratsurlaubnis dem Beamten im Standesamt zurück.

Das wissen wir, sagte sie. Das hat man uns gesagt. Aber wir wollten einen Pfarrer in der Kirche. Und das gern in einer anderen Stadt als in Phillips.

Es wird mir ein Vergnügen sein, sagte Lyle. Offensichtlich lieben Sie sich.

Das tun wir.

Würden Sie mir auch verraten, warum?

Sie wollen wissen, wie wir dazu gekommen sind, uns zu lieben?

Wenn es Ihnen nichts ausmacht, ja.

Du zuerst, sagte der Junge.

Na gut, sagte die Frau. Sie hörte sich sehr ernst an. Ich liebe ihn, weil er wie gesagt so ein netter Mann ist. Er behandelt mich sanft und umsichtig. Nicht alle Männer sind so, wissen Sie.

Stimmt.

Er ist zuverlässig und arbeitet hart. Er hat keine Angst vor Arbeit.

Ich arbeite, seit ich zehn bin, sagte der Junge.

Er gibt auf die Dinge acht, sagte sie. Und auf mich. Sie sah Lyle an. Das sind meine Gründe, deshalb liebe ich ihn.

Verstehe. Und warum lieben Sie Laurie?

Der Junge wandte sich halb zu ihr. Beide sahen sich ernst an. Sie hatte noch immer seine eine Hand in ihrem Schoß, und mit der anderen hielt er den Hut auf seinem Knie fest.

Mein Leben ist ganz anders geworden, seit ich sie kenne. Alles hat sich verändert. Die Art, wie ich Dinge sehe. Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort. Ich meine, diese Frau hat die ganze Welt für mich verändert. Zum Guten, versteht sich. Wieder hielt er inne. Diese Frau ist der beste Mensch, den ich auf der ganzen Welt kenne. Ich glaube nicht, dass ich jemals einem besseren begegnen könnte.

Sie lächelte, und in ihren Augen waren jetzt Tränen, sie beugte sich vor und küsste ihn auf den Mund.

Außerdem sieht sie verdammt gut aus, sagte der Junge und grinste.

Dann setzten sich beide wieder gerade und sahen Lyle an.

Ich glaube, das genügt. Das reicht vollkommen aus. Sie wissen, was Liebe ist, das sehe ich. Aber erlauben Sie mir, dass ich meine eigenen Gedanken hinzufüge. Die Liebe ist das Wichtigste im Leben, nicht wahr? Wenn man Liebe hat, kann man ein wahrhaftiges Leben führen, und wenn Sie sich gegenseitig lieben, können Sie alles ergründen und akzeptieren, was Sie nicht verstehen, und verzeihen, was Sie nicht kennen oder nicht mögen. Liebe ist alles. Sie ist geduldig und grenzenlos, mitfühlend und langmütig. Ich hoffe, dass Sie sich alle Tage Ihres gemeinsamen Lebens lieben werden. Und ich hoffe, dass Sie viele Jahre mit solchen Tagen haben werden.

Sie saßen da und sahen ihn an, während er sprach. Ja, Sir,

das werden wir, sagte der Junge und warf ihr einen Blick zu. Würden Sie uns jetzt Ihren Segen geben?

Wir hätten ihn gern in der Kirche, wenn es Ihnen recht ist, sagte die Frau.

Natürlich. Dazu bedarf es eines großen Raumes, nicht wahr? Er sollte größer sein als dieser kleine gewöhnliche. Kommen Sie.

Er stand auf, und sie folgten ihm in den Altarraum.

Später, nachdem Lyle die Worte aus dem alten Buch gesprochen hatte, das er aufgeschlagen in den Händen hielt, und nachdem der junge Mann und die Frau das, was er gesagt hatte, wiederholt und sich lange geküsst hatten, und noch während sie vor dem Altar im Sonnenlicht standen, das durch die Buntglasfenster fiel, holte der Junge seine Brieftasche hervor und reichte Lyle einen Fünfundzigscheine.

Dieses Mal habe ich meine Brieftasche nicht vergessen, sagte er. Ist das genug?

Mehr als genug, sagte Lyle. Es ist zu viel.

Nein, Sir. Für mich ist es jeden Cent wert, hier geheiratet zu haben. Mit Laurie hier verbunden worden zu sein.

Dann bedanke ich mich, sagte Lyle. Ich werde das Geld für einen guten Zweck einsetzen.

Der Junge schüttelte ihm kräftig die Hand, drehte sich um, nahm seinen Hut von der Kirchenbank hinter ihnen, und dann hakten die beiden sich unter und gingen durch den Mittelgang nach draußen. Dort drückte sich der Junge entschlossen den Hut auf den Kopf, ehe sie die glänzende Betontreppe zu dem frisch gewaschenen Pick-up hinabschritten, der am Bordstein parkte, und davonfuhr.

Am selben Abend erzählte Lyle seiner Frau und seinem Sohn beim Abendessen von der Trauung und wie der Junge und die Frau geredet und sich verhalten hatten. Das war Liebe, sagte er.

Seine Frau und sein Sohn sagten nichts.

Ein Vorbild für Liebe, die jeder sehen kann.

Er nahm den Fünzigdollarschein aus der Brusttasche und legte ihn auf den Tisch.

Ich werde dieses Geld in den Weltmissionsfonds einzahlen. Ich glaube, es ist wichtig, diesen besonderen Geldschein dafür zu verwenden, keinen anderen oder einen Scheck, sondern genau diesen. Seinen Namen werde ich nicht angeben. Er soll anonym bleiben. Für diesen Jungen bedeutet es einen halben Arbeitstag, wenn nicht mehr. Vielleicht sogar einen ganzen. Daraus sollte etwas Gutes erwachsen. Niemand sonst wird davon erfahren, nur wir drei. Ein anonymes Geschenk. Für irgendwen irgendwo auf der Welt, der es braucht und nicht weiß, wem er es zu verdanken hat.

Später, als Lyle das Haus verließ, um Krankenhausbesuche zu machen, ging John Wesley die Treppe hinauf ins Schlafzimmer seiner Eltern. Seine Mutter, eine hübsche dunkelhaarige Frau, lag im Bett und las, das Licht der Nachttischlampe fiel auf ihr Gesicht und ihre Schultern. Sie trug ein sommerliches schulterfreies Nachthemd. Sie zog das Laken hoch und legte ihr Buch beiseite. Der Junge stand am Fußende des Bettes.

Warum muss er so reden? Es macht mich krank.

Sprich nicht so von ihm.

Er predigt hier doch nicht. Am Tisch vor uns. Trotzdem

hört er sich an, als wolle er uns eine Predigt halten oder auf eine Moral hinweisen.

Er meint es nur gut, das weißt du doch. Er wollte uns etwas erzählen, das ihm wichtig ist.

Er labert nur Mist, Mom.

Sag so was nicht. Das ist nicht wahr.

Doch. Ich kann es nicht ausstehen, wenn er so redet.

Du musst Geduld haben, bald gehst du aufs College.

Bis dahin sind es noch zwei Jahre. Ich will nach Denver zurück.

Wir wohnen jetzt hier.

Die Kids hier sind alle Hinterwäldler. Das weißt du genauso wie ich.

Du wirst schon jemanden kennenlernen, den du magst. In Denver hast du auch nicht jeden gemocht, vergiss das nicht.

Manche mochte ich. Dort hatte ich wenigstens noch Freunde. Hier werde ich nie welche haben.

Doch, wirst du. Irgendwer wird schon auftauchen.

Du kennst doch selber niemand.

Wir sind ja auch noch nicht lange hier. Ich habe deinen Vater und dich.

Der Junge schaute erst sie und dann sich selbst im Spiegel über der Kommode an. Viel hast du nicht von ihm.

Sag das nicht.

Ich hab nicht vergessen, was in Denver passiert ist.

Ich weiß, und ich wünschte, es wäre nie passiert. Geh jetzt schlafen. Morgen sieht alles schon ganz anders aus.

Es war Willas Art, ihre Gewohnheit, und es entsprach ihrem Naturell, das Haus auf dem Land östlich von Holt, sauber und instand zu halten, obwohl nur wenige Leute vorbeifuhren und es sahen und fast niemand zu Besuch kam oder es betrat. Es war ein weißes Haus mit blauen Fensterläden und einem blauen Schindeldach. Sämtliche Nebengebäude waren dunkelrot gestrichen, mit einem weißen Rand, und auch sie waren in einem guten Zustand, obgleich sie seit dreißig Jahren, seit dem Tod ihres Mannes, nicht mehr benutzt wurden.

Den Wagen fuhr sie noch. Ihr Augenlicht nahm zwar ab, aber nicht so sehr oder so schnell, dass sie das Fahren hätte aufgeben wollen. Sie trug eine vom Arzt verordnete Brille mit dicken Gläsern. Das Land hatte sie an ihren Nachbarn verpachtet; er hielt schwarze Rinder auf den Weiden und fuhr die Heuernte ein, und das, was er ihr zahlte, reichte gerade zum Leben, wenn sie sparsam war. Sie sah gern zu, wie die Rinder auf der Weide hinter der Scheune am Wassertrog standen. Sie mochte das Knarzen der Windmühle, wenn ihre Flügel sich drehten, und den Anblick des fließenden Wassers. Sie hatte noch immer den Garten, sie machte Gemüse und Obst ein und verschenkte das meiste, sie ging sonntags in die Kirche und zu mehreren Kirchenversamm-

lungen, kaufte mittwochs ihre Lebensmittel ein und aß anschließend im Wagon Wheel Restaurant am Highway im Osten der Stadt zu Mittag. Jetzt war ihre Tochter nach Hause zurückgekehrt.

An einem heißen Junitag fuhren Alene und sie in die Stadt, aßen dort, gingen auf dem Highway 34 im Lebensmittelladen einkaufen und fuhren westlich der Stadt am Haus der Lewis und dann langsam an dem gelben Nachbarhaus vorbei, wo Alice und Berta May wohnten. Beide beneideten die andere alte Frau. Das Mädchen war nicht im Garten, wie sie gehofft hatten, um sich mit ihr zu unterhalten. So fuhren sie wieder nach Hause aufs Land, verstauten die Lebensmittel in der Küche, gingen nach oben, zogen die Stadtkleider aus und ihre dünnen baumwollenen Hauskleider an. Sie legten sich jede in ihrem Zimmer hin, um ein Mittagsschläfchen zu halten, bei offenen Fenstern, so dass die heiße Sommerbrise hereinströmte, wachten am Nachmittag auf, wuschen sich am Waschbecken im Badezimmer das Gesicht, benetzten den Nacken und kamen wieder nach unten. Später aßen sie schweigend ihr Abendessen und setzten sich draußen im Garten in die Liegestühle, um zuzusehen, wie der Himmel am flachen weiten Horizont aufflammte und sich dann verdunkelte.

Was denkst du, Schatz?, fragte Willa.

Was meinst du?

Ich meine, was willst du jetzt machen? Hast du dich schon entschieden?

Nein. Ich weiß es nicht.

Aber du weißt, dass du hier bei mir bleiben könntest. Du

bist herzlich willkommen. Du musst nirgendwohin. Du musst nicht mehr weg, wenn du nicht willst.

Alene sah zum dämmernden Himmel empor. Es gab nur noch ganz wenig Licht. Bald wäre es Nacht, und sie würden ins Haus zurückgehen. Es würde zu kühl sein, um im Freien zu sitzen. Und zu dunkel. Ich bin so einsam, sagte sie. Ich hatte meine Chance, und ich habe sie vertan.

Was meinst du?

Meine Chance auf Liebe und auf ein Leben.

Das war keine allzu große Chance, glaube ich.

Doch, war es.

Du hast gut daran getan, dich davon zu lösen.

Nein. Es gab meinem Leben eine Richtung. Es war meine Chance, Mutter, und ich habe sie verspielt. Es war wahrscheinlich meine einzige Chance. Herrgott, was ist bloß mit mir los? Wie konnte ich so enden? Ich bin ja noch nicht einmal richtig alt.

Natürlich nicht, Liebling.

Aber wieso bin ich so? Wie hast du es geschafft, nach Vaters Tod weiterzuleben?

Ich habe einfach weitergemacht. Ich war auch einsam.

Bist du es nicht immer noch?

Darüber denke ich nicht mehr nach. Ich habe gelernt, nicht darüber nachzudenken. Das musst du auch.

Aber ich kann es noch nicht.

Das kommt noch, Schatz.

Ich will aber nicht. Ich will keine von diesen traurigen alten Frauen sein. Nicht nur alt, sondern eine, die ihr Leben und ihre Zuversicht verloren hat. Nicht einmal ein Hauch von Sex, geschweige denn eine Möglichkeit darauf.

Sex.

Ja. Ich bin für niemanden mehr anziehend.

Wovon redest du da?

Ich meine die Qualität, diesen Zustand, sich lebendig zu fühlen und interessiert, vital, aktiv und leidenschaftlich im Leben zu stehen. Wie ich es hasse! Ich werde sterben, ohne jemals gelebt zu haben. Es ist so lächerlich. So absurd. Alles ist so sinnlos.

Das wird sich bessern, Schatz.

Wie denn?

Es wird einfach besser. Alles wird besser.

Aber wie?

Nach einer Weile vergisst man. Man fängt an, auf die eigenen Zipperlein und Schmerzen zu achten. Man erwägt eine künstliche Hüfte. Die Augen werden schlechter. Man denkt über den Tod nach. Die Perspektive verengt sich. Man denkt nicht mehr an den nächsten Monat. Man hofft, dass es sich nicht allzu lange hinzieht.

Am Abend saß Lorraine auf der Veranda und rauchte. Sie schwang nur leicht in der Hollywoodschaukel, ohne sich viel zu bewegen. Eine leichte sommerliche Abendbrise war aufgekommen. Die breite Straße vor dem Haus lag ruhig und verlassen da, an der Kreuzung leuchtete die blaue Straßenlaterne. Als Dad auf die Veranda kam, stand sie auf, um ihm durch die Tür zu helfen; er trat vorsichtig hinaus, ging an der Schaukel vorbei zu einem der Gartenstühle, setzte sich und legte seinen Gehstock auf den Boden.

Alles okay, Daddy?

Ja.

Wird es dir auch nicht zu kalt hier draußen?

So ist die Luft angenehm. Heute war es zu heiß. Diese Hitze muss nicht sein.

Lorraine sah ihn an und setzte sich wieder auf die Schaukel.

Aber wenigstens kühlt es immer ab, sagte er. Darauf ist Verlass. Er schaute zur Straße. Nichts los. Alles ruhig, sagte er.

Ja, es ist schön.

Eine Zeitlang saßen sie stumm nebeneinander. Sie nahm wieder ihre Zigarettenpackung aus der Tasche.

Gib mir auch mal eine.

Du willst rauchen?

Ich mag den Geruch. Ich kann sie noch riechen.

Sie stand auf und klopfte eine Zigarette aus der Packung; er steckte sie zwischen seine dicken Finger, und sie beugte sich vor und zündete sie ihm an, so dass sein Gesicht kurz aufleuchtete, blass und dünn, die Wangen eingefallen, der Blick gesenkt. Er zog an der Zigarette, stieß den Rauch aus und schaute auf die Glut. Lorraine lehnte sich wieder zurück. Mary kam auf die Veranda, blieb stehen und sah Dad an.

Was tust du da?

Nichts.

Ach, gib ihm doch nicht diese Dinger. Das macht es doch nur noch schlimmer.

Was kann es schaden, Mom? Komm, setz dich.

Ich halte sie nur in der Hand, sagte Dad.

Ihr seid alle beide Dummköpfe, sagte Mary. Sie setzte sich, und nach einer Weile begannen sie und ihre Tochter zu schaukeln.

Weißt du noch, wie du uns mal beim Rauchen in der Scheune erwischt hast?, fragte Lorraine.

Als du deinen Bruder verführt hast, sagte Dad.

Das war meine Aufgabe, ich war die ältere Schwester.

Drei Jahre älter.

Alt genug.

Ich habe euch gezwungen, die ganze Packung aufzuräumen.

Es waren nur noch ganz wenige drin.

Stimmt.

Trotzdem hast du uns gezwungen.

Hat aber nichts gebracht, oder?

Nein.

Wie alt warst du da?

Ich war elf, Frank acht. Etwa so alt wie Alice jetzt.

Wer ist Alice?

Die Kleine von nebenan, die bei Berta May wohnt.

Ach ja.

Ihre Mutter ist an Brustkrebs gestorben.

Jetzt erinnere ich mich wieder, sagte Dad. Ich weiß, wer sie ist.

Später, während die drei sich noch unterhielten, sagte Dad: Du könntest zurückkommen und das Geschäft übernehmen. Du bist ja schon da. Du müsstest nicht einmal mehr weg. Du könntest einfach hierbleiben und den Laden führen.

Ich weiß nicht, ob ich das will, Daddy.

Steht alles im Testament, sagte er. Er geht auf Mom über, und wenn sie nicht mehr ist, auf dich. Du kannst es schon mal lernen. Du bist schnell, und du weißt, wie man Menschen führt. Das machst du ja jetzt schon.

Nur die vier im Büro.

Das reicht. Hier wären es noch weniger. Nur Rudy und Bob und der Buchhalter. Die sind schon so lange bei mir, dass man sie nicht großartig führen muss.

Sie sind an dich gewöhnt, sagte Lorraine. Sie würden nicht wollen, dass jemand Neues kommt, der ihnen sagt, was sie zu tun haben.

Sie würden sich dran gewöhnen.

Das wage ich zu bezweifeln.

Sie würden sich dran gewöhnen. Ansonsten entlässt du sie eben. Du kannst ja mal darüber nachdenken. Machst du das?

Ich weiß nicht, Daddy. Mal sehen. Was meinst du, Mom?

Ich denke, es wäre schön, dich hier zu haben. Du könntest bei mir im Haus wohnen.

Wir würden uns nur gegenseitig unglücklich machen. Das weißt du genau.

Nein, nicht unbedingt, sagte Mary. Du würdest mich nicht unglücklich machen. Aber du meinst, was ich mit dir machen würde.

Ich meine gar nichts, Mom. Ich war nur so lange fort.

Sie sahen beide zu Dad. Er starrte an den Bäumen und dem Zaun vorbei auf die Straße. Schmerzt es dich, Daddy, wenn wir uns darüber unterhalten, was sein wird, wenn du nicht mehr da bist?

All das will ich gar nicht wissen. Mich interessiert nur, was aus dem Laden wird. Das möchte ich geklärt haben.

Aber was ist mit Frank, wenn ich den Laden übernehme?

Wie meinst du das? Frank kommt nicht zurück.

Aber was ist mit ihm? Wie ist er im Testament bedacht worden?

Gar nicht.

Warum nicht?

Weil er weggegangen ist.

Bin ich doch auch.

Aber nicht so wie er. Wir wissen nicht, wo er ist oder was er macht. Wir wissen gar nichts mehr von ihm. Seit Jahren haben wir keinen Kontakt.

Ich habe hin und wieder von ihm gehört, sagte Lorraine. Er hat mich bei der Arbeit angerufen.

Wann war das?

Als er noch in Denver war. Später hat sich das verändert. Ich habe versucht, ihn ausfindig zu machen, aber es ist mir nicht gelungen. Früher haben wir uns manchmal auf einen Drink getroffen und uns unterhalten.

Schatz, das wissen wir, sagte Mary. Wir dachten, dass du etwas anderes meinst.

Jedes Mal wollte er, dass wir uns in einer bestimmten Bar in der Altstadt treffen. Er kam so rein wie immer, als wäre er krank oder hungrig. Vielleicht war er ja beides. Er setzte sich und sah sich um. Ich zahle, sagte ich. Dann genehmige ich mir was Besonderes, sagte er. Wir rauchten, und wenn die Drinks kamen, nahm er einen großen Schluck und sagte: Verdammt noch mal! Auf glücklichere Zeiten, und dann begann er zu reden.

Worüber?, fragte Dad.

Ach, alles Mögliche. Seine Arbeit. Seine Freunde. Mit welchem Kerl er gerade zusammenwohnte.

Das wollen wir gar nicht hören.

Weiß ich, Daddy. Er war nur so traurig manchmal und so niedergeschlagen.

Er war immer traurig, sagte Mary. Ich meine, als er älter wurde. Nicht, als er klein war.

Bis wir gingen, war er betrunken. Und manchmal war er auch lustig.

Was meinst du?

Oh, er konnte sehr lustig sein. Er hatte Stil. Manchmal war er richtig geistreich. Wusstet ihr das?

Davon haben wir hier nicht viel mitbekommen, sagte Dad.

Nein. Hier war er nicht so. Aber er konnte sehr lustig sein.

Wie denn?, fragte Mary.

Oh, einfach nur klug. Nicht, dass er Witze gerissen hätte, das meine ich nicht. Aber er konnte sich sehr unterhaltsam und witzig über die unterschiedlichsten Menschen auslassen. Über sein Leben. Über seine Freunde und Leute, für die er gearbeitet hat.

Bestimmt hat er auch über uns was gesagt, meinte Dad.

Er hat von euch gesprochen. Von euch beiden.

Was denn?

Wie sein Leben hier war, Daddy. Als wir beide hier in Holt aufwuchsen.

Bestimmt war alles schlecht.

Nicht alles. Er hatte auch ein paar gute Dinge zu sagen.

Tja, ich weiß nicht.

Das will ich hoffen, sagte Mary. Sie stand auf, ging ins Haus und kam mit einer Decke zurück, die sie über Dad breitete. Er saß auf dem Stuhl und beobachtete die Straße, die Decke bis zur Brust hochgezogen.

Die Motten schwirrten um die Lampe auf der Veranda, flogen dagegen, fielen auf die Dielen und flogen weiter. Mary ging noch einmal hinein, um die Lampe auszuschalten, kam zurück und setzte sich. Die Motten versengten sich noch immer an der heißen Birne, stürzten zu Boden oder flatterten davon. Die Straßenlampe hinter Berta Mays Haus warf lange Schatten zwischen die Bäume, die sich sacht in der abendlichen Brise bewegten.